

Wiesbadener Tagblatt.

Verlag Langgasse 25/27.
„Tagblatt-Haus“.
Schalter-Gasse geöffnet von 7 Uhr morgens
bis 8 Uhr abends.

26,000 Abonnenten.



2 Tagesausgaben.

Fernsprecher-Ruf:
„Tagblatt-Haus“ Nr. 6650-53.
Von 7 Uhr morgens bis 8 Uhr abends.
Sonntags von 9-11 Uhr vormittags.

Bezugs-Preis für beide Ausgaben: 50 Pf. monatlich durch den Verlag Langgasse 27, oder Bringert-
sch. 2 Pf. 50 Pf. vierteljährlich durch alle deutschen Postämter, außerdem in Wiesbaden die 3 Postämter.
Bezugs-Bestellungen nehmen ausserdem entgegen: in Wiesbaden die 3 Postämter, sowie die
131 Hauptstellen in allen Teilen der Stadt; in Ehrlich: die dortigen 56 Hauptstellen und in den
benachbarten Gemeinden und im Rheingau die betreffenden Tagblatt-Zweige.

Anzeigen-Preis für die Seite: 15 Pf. für lokale Anzeigen im „Arbeitsmarkt“ und „Kleiner Anzeiger“
in einheitlicher Spalte; 20 Pf. in davon abweichender Spaltenführung, sowie für alle übrigen lokalen
Anzeigen; 30 Pf. für alle auswärtigen Anzeigen; 1 Pf. für lokale Anzeigen; 2 Pf. für auswärtige
Anzeigen. Ganz, halbe, dritte und vierte Zeilen, nach oben, nach unten, nach rechts, nach links.
Bei wiederholter Aufnahme unveränderter Anzeigen in kurzen Zwischenräumen entsprechender Rabatt.

Anzeigen-Aufnahme: Für die Abend-Ausgabe bis 12 Uhr mittags; für die Morgen-Ausgabe bis 3 Uhr nachmittags.

Für die Aufnahme später eingereicherter Anzeigen in die nächstfolgende Ausgabe wird keine Gewähr übernommen.

Nr. 413.

Wiesbaden, Sonntag, 5. September 1909.

57. Jahrgang.

Morgen-Ausgabe.

1. Blatt.

Das kretische Problem.

Im Hintergrunde der kretischen Frage lauern Mög-
lichkeiten und Gefahren, die unverhältnismäßig viel
wichtiger und interessanter sind als das Schicksal der
Insel selber. Es sind europäische Probleme, die
hier nicht sowohl ihre Lösung als ihre behutsame Ver-
tägung heischen. Denn eine Lösung wäre gegenwärtig
ohne einen Krieg nicht möglich, und diesen Krieg kann
keine einzige Großmacht wünschen oder auch nur dulden
wollen. Wir sprechen selbstverständlich nur von einem
möglichen türkisch-griechischen Zusammenstoß, während
zum Glück die Weisheit, daß ein solcher Konflikt auch
eine gesamteuropäische Konflagration zur Folge haben
würde, tatsächlich nicht besteht. Aber auch so ist die
Frage gerade heikel genug, weil nämlich ein Krieg un-
fehlbar mit einer griechischen Niederlage endigen
müßte, weil also zunächst die Schutzmächte (und viel-
leicht nicht bloß sie alsdann) gezwungen wären, für den
kleinen christlichen Staat gegen die mohammedanische
Herrschaft Partei zu ergreifen, und weil auf diese
Weise eine neue sehr schwere türkische Staats-
Krise hereindringen müßte, an deren möglichst langer
Zerhaltung doch die Diplomatie aller Kabinette das
größte Interesse hat. Es geschah mit aus diesen Grün-
den, daß die Schutzmächte den Griechen und den Kre-
tern in den Arm gefallen sind, als in Athen und in
Kanea versucht wurde, den Stein durch eine entschlossene
Zat ins Rollen zu bringen. Die Griechen dürfen sich
der Sympathien sowohl der Kabinette wie der Völker
bei ihren Bestrebungen nach Einverleibung Kretas be-
rühmen, aber diese freundliche Stellungnahme sowohl
der Regierungen wie des öffentlichen Geistes in Euro-
pa nützt ihnen nichts, da die Verwirklichung der grie-
chischen Ansprüche eben nur auf kriegerischem Wege mög-
lich wäre und dieser Weg nicht zugelassen werden kann,
so schließt sich der Kreis und kehrt zu seinem Ausgangs-
punkt zurück. Das es ohne einen Krieg nicht gehen
würde, dafür sorgen die Jungtürken, die Gewalt
über die türkische Regierung haben und in ein Kompro-
miß auch dann nicht willigen könnten, wenn sie es
mochten. Denn in dem Augenblick, wo sie es möchten,
wäre ihr Einfluß auf den Regierungsapparat vernichtet,
und politischen Selbstmord werden sie nicht treiben
wollen. Also auch hier kann man sagen, daß sich der
Kreis in logischer Weise schließt. Es läßt sich psycho-
logisch verstehen, daß die griechische Armee Front gegen
den König gemacht hat und ihn und seine Minister für
die wahre Ursache der moralischen wie der tatsächlichen
Niederlage hält, die das kleine Königreich jetzt erlitten
hat. Aber auch wenn König Georg ein anderer wäre,
als er ist, und auch wenn die griechische Regierung ent-

schlossener wäre, als sie sich gezeigt hat, lägen diese Dinge
nicht viel anders, einfach weil die Kräfteverhältnisse zu
ungleich sind. Griechenland kann ohne werktätige Unter-
stützung mindestens einer Macht und ohne die wohl-
wollende Neutralität der anderen Mächte nichts er-
reichen. Die wohlwollende Neutralität ist ja da, aber
sie hat keinen Wert, solange jene werktätige Unter-
stützung ausbleibt, und diese wieder müßte bisher aus-
bleiben, weil man wohl allenfalls sagen kann, wie ein
solches Unternehmen beginnt, nicht aber, wie es endigen
wird. Das einzige Kabinett, das in dieser Hinsicht
überhaupt in Betracht käme, wäre natürlich das kri-
tische. Niemand denkt an die Möglichkeit, daß Rußland
oder Frankreich oder gar Italien den Griechen derartig
den Rücken steifen werde, daß die türkischen Kanonen
und Gewehre von selber losgehen müßten. Nur von
der englischen Politik wäre derartiges zu erwarten,
aber auch sie hütet sich, wie man sieht, das Signal zu
einem Zusammenstoß zu geben, der die britische Macht
am letzten Ende zur aktiven Mitwirkung nötigen müßte.
In Saloniki, wo jetzt der Schwerpunkt der türkischen
Politik ruht, weiß man gewiß ganz genau, daß alles
gewagt werden kann, weil auf der anderen Seite der
Rut fehlt, ebenfalls alles zu wagen, und diese „andere
Seite“ ist nach der Lage der Dinge nicht bloß Griechen-
land sondern auch Großbritannien.

Nun ist es aber klar, daß mit diesen Feststellungen
nicht das letzte Wort der äußerst komplizierten Situation
ausgesprochen sein kann. Denn die Schutzmächte und
besonders England werden nicht auf die Dauer dulden
können, daß die Pfortenregierung allein durch die Dro-
hungen mit einer Kriegserklärung an Griechenland
eine Entwicklung verhindert, die in der Linie einer ge-
schichtlichen Normalität liegt und die zuletzt nicht anders
als mit der Lostrennung Kretas von der Türkei wird
endigen können. Haben die Jungtürken, indem sie
Griechenland den Regen auf die Brust setzen, Europa
eine Schlaufe zugesetzt, so werden sie damit rechnen
müssen, daß eines Tages doch der Spieß umge-
dreht werden kann. Jedenfalls also stehen in der
kretischen Frage Gefahren, über die sich die Machthaber
von Saloniki und am Goldenen Horn wohl am wenig-
sten täuschen werden. Man kann nicht annehmen, daß
die Lage von heute auch die Lage von morgen sein
werde.

Politische Übersicht.

Unser Verhältnis zu Amerika.

L. Berlin, 3. September.

Die Schweigsamkeit, deren sich die Regie-
rung unter dem neuen Reichskanzler besleibt, ver-
dient an sich noch keinen Tadel. Eine Regierung kann
auch zu viel reden oder durch ihre Offiziosen reden
lassen. Manchmal aber möchte man wenigstens ander-

ungsweise hören, wohin in wichtigen Fragen die Fahrt
gehen soll. Zu diesen Fragen gehört die unserer zu-
künftigen Handelsbeziehungen zu den Vereinigten
Staaten. Man kann ohne weiteres zugeben, daß von
Herrn v. Bethmann-Hollweg keine Äußerung darüber
beantragt werden kann, und doch sollte es möglich sein,
durchmerken zu lassen, was in dieser Hinsicht vielleicht
zu erwarten sein mag. Denn die Frage spielt sich dahin
zu, ob die in nicht ferner Zeit einzuleitenden Verhand-
lungen mit der Union unter dem Gesichtspunkt geführt
werden sollen, daß die Rücksicht auf die landwirt-
schaftlichen Interessen unter allen Umständen
allein zu entscheiden habe, oder ob ein Mittel-
weg einzuschlagen wäre, bei dem die Landwirtschaft
Zugeständnisse an die überragenden Interessen der
Gesamtheit zu machen hätte. In Amerika ist
mehrfach und deutlich erklärt worden, es solle an uns
das Ansuchen einer Begünstigung der Fleisch-,
Schmalz-, Konjerven-Einfuhr aus den Vereinigten
Staaten gestellt werden; andernfalls würde uns die
Weißbegünstigung verweigert und der Maxi-
maltarif gegen deutsche Waren in Kraft gesetzt
werden. Freilich kann man im Zweifel darüber sein, ob
die Drohung so ernst zu nehmen ist, wie sie klingt.
Unsere Ausfuhr nach der Union ist dem Werte nach
nicht einmal halb so groß wie unsere Einfuhr von dort.
Zur Jahre 1908 beispielsweise bezogen die Amerikaner
von uns Waren im Werte von 508 Millionen Mark,
wir dagegen von ihnen Waren im Werte von 1283 Mill.
Mark. Die enorme Einfuhr nun müßten die Ameri-
kaner empfindlich bedroht sehen, wenn deutscherseits
im Falle differentieller Maßnahmen der Union § 8 des
Zolltarifgesetzes in Kraft gesetzt würde. Nach diesem
Paragrafen wäre ein Zollzuschlag bis zum doppelten
Betrage des tarifmäßigen Zollgesetzes oder sogar bis
zur Höhe des vollen Wertes möglich, während zollfreie
Waren einen Zoll bis zur Hälfte des Wertes zu tragen
hätten. Hiernach wird man auch in Amerika gut daran
tun, sich die Sache noch gründlich zu überlegen, obwohl
wieder ein Unterschied da ist, der zugunsten Amerikas
spricht. Zwar nicht alles, was wir von drüben ein-
führen, müssen wir durchaus von drüben beziehen, aber
manche Artikel können wir nicht anders woher beschaffen,
weder Baumwolle, noch Kupfer, noch Petro-
leum, und wenn wir uns diese Waren beschaffen, so
schädigen wir uns noch mehr als den wirtschaftlichen
Begner. Andererseits mögen die Amerikaner meinen,
daß sie die Fertigfabrikate, die ihnen aus Deutschland
zugehen, ebenso gut von unseren Konkurrenten auf dem
Weltmarkt kaufen könnten. Wenn das auch gewiß nicht
richtig ist, so könnte es immerhin die Kampflust der
Union steigern. Noch einmal, Herr v. Bethmann-
Hollweg kann gewiß nicht schon jetzt erklären, wie er sich
die Lösung der schwierigen Aufgabe einer Verständigung
mit der Union denkt, aber manche Sorge wegen
des einzuschlagenden Kurzes wäre gemindert, wenn man
über den Grundcharakter des Systems mehr

Fenilleton.

(Nachdruck verboten.)

Eine Diplomatin.

Von E. Parnoonpert.

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von
Dr. Josephson.

Er, 28 Jahre alt, liebt seine Gattin aufrichtig.
Sie, 20 Jahre alt, vergöttert ihren Herrn und Ge-
bieter, dabei aber etwas leichtsinnig und verschwen-
derisch.
Er (eine Rechnung prüfend, väterlich-wohlwollend):
„Sieh mal, mein Kind, ich möchte dich nicht gern
tabeln, indessen...“
Sie (leicht erschreckt): „Indessen wirst du es doch
tun.“
Er: „Ich muß wohl wahrhaftig!“
Sie (schmeichlerisch): „Ich höre.“
Er: „Ach! Sieh' mich nicht so an... Sonst habe
ich nicht den Mut...“
Sie (sehr demütig): „Ich höre.“
Er (sie küßend): „Kleiner Schelm, du!... Ich
würde dich lieber böse sehen!“
Sie: „Wie? Ich soll also deinen Tadel nicht er-
geben hinnehmen?“
Er: „Ach Unsinn! Wenn du böse wärst, könnte
ich dir eher die Wahrheit sagen; während ich angefangen
einer so resignierten...“
Sie: „... so nachgiebigen Haltung!“
Er: „Was soll ich also mit dir anfangen?“
Sie: „Mich küssen!“
Er (sie küßend): „Da!... (Pause.) Darüber habe
ich nun den Nadel meiner Rede vollständig verloren!“
Sie: „Eine anständige Belohnung dem, der ihn
wiederbringt!“

Er: „Doh! So leicht entweichst du mir nicht!...
(Ernst.) Ich finde auf dieser Rechnung die Summe von
192 Frank 60 Centimes.“
Sie: „Bemerkliche dich darum nicht! Ich bezahle
die Centimes niemals.“
Er: „Ei, sieh mal an!... Na, dann ist die Rech-
nung ja nicht mehr so groß... Sagen wir also 192
Frank für Güte im Jahre 1903. Das ist zu viel!...
Das ist zu viel!“
Sie: „Wenn du die einzelnen Posten prüfen woll-
test, würdest du finden, daß ich mir nur das Allernot-
wendigste angeschafft habe.“
Er: „Das wollen wir mal sehen!... (Lesend.)
Ein Varet aus braunem Samt mit Stahlschnalle —
25 Frank... Nachdem er einen Augenblick nach-
gedacht... Das ist nicht zu teuer.“
Sie: „Na, siehst du!“
Er (lesend): „Ein schwarzer Filzhut mit Federn
— 75 Frank... (Kritisierend.) Das ist aber doch
etwas...“
Sie: „Wenn du ein wenig nachdenken wolltest,
würdest du finden, daß ich mit meinem 25 Frank-Varet
nicht Visiten machen, nicht ins Theater gehen kann.“
Er (überzeugt): „Allerdings.“
Sie: „Du wünschst mich jederzeit schick zu sehen,
nicht wahr? Aber wenn es sich darum handelt, die
Rechnung zu regulieren... Findest du nicht, daß
dieser Hut mir ausgezeichnet steht?“
Er: „Ich gebe zu, daß er dich prachtvoll kleidet.“
Sie: „Ein Glück, daß du das zugibst!... Nun,
meiner Ansicht nach ist dieser Hut für 75 Frank rein
geschenkt. Eine andere Schuhmacherin hätte ihn sicher-
lich nicht unter 300 Frank verkauft.“
Er (resigniert): „Na meinnetwegen!... (In der
Lektüre fortfahrend.) Ein englischer Matrosenhut, mit
Band garniert 1260 Frank.“
Sie: „Mit das nicht auch wie acident?“

Er: „Zugegeben!... Aber hier: ein Tüllhut, mit
Rosen garniert — 80 Frank!“
Sie (lebhafte): „Der ist ebenfalls nicht zu teuer!
... Übrigens habe ich ihn nur deinetwegen gekauft
... Zur Hochzeit meines Veters Andre... Ich konnte
doch anständigerweise nicht mit einem Matrosenhut für
1260 Frank zur Hochzeit gehen! Das mußt du doch
jelfst bestätigen!“
Er: „Ich bestätige... Ich bestätige... daß es
sehr hübsche Matrosenhüte zu 6 Frank und garnierte
Tüllhüte zu 80 Frank gibt!“
Sie (enttäuscht): „Doh!“
Er: „Ich bestätige vor allem, daß mein Gehalt von
3000 Frank solche Ausgaben nicht gestattet, daß...“
Sie: „Nächstes Jahr sollst du ja Zulage be-
kommen!“
Er: „Das ist noch kein Grund, die Zulage im
voraus aufzuputzen!“
Sie: „Schließlich wirst du doch nicht dein ganzes
Leben lang Redakteur am Finanzblatt sein?“
Er: „Kann man das wissen?... Bisher hat mir
die Literatur wenig Geld und noch weniger Ruhm ein-
gebracht... Mein Roman wird fast gar nicht ge-
kauft...“
Sie: „Du wirst andere schreiben, die besser gehen
werden!“
Er: „Vielleicht!“
Sie: „Sicher! Ich habe Vertrauen zu dir...“
Er: „Inzwischen... inzwischen empfinde ich ein
geheimnes Brauen beim Gedanken an deine Schneide-
rechnung.“
Sie (verdrießlich): „Ach!“
Er: „Du bist zu eitel, meine Liebe! Wozu brauchst
du so viel Toiletten?“
Sie (empfindlich): „Nur um dir zu gefallen, mein
Herr und Gebieter! Bist du nicht stolz darauf, eine
hübsche Frau zu haben?“

Marheit besäße, wenn man also wüßte, ob Marajisch Krumpf bleiben soll wie früher. Und hier ist der Punkt, wo die hartnäckige Schweigsamkeit des Kanzlers endlich aufhören sollte.

Spanische Tagesfragen.

d. Madrid, 2. September.

Das marokkanische Abenteuer hat recht unangenehme Folgen. Es sind da unten bereits einige hundert Landeskinder gefallen, andere werden folgen; daraus würde man sich voraussichtlich in den sogenannten „maßgebenden“ Kreisen nicht gerade viel machen, aber — die Episode kostet Geld, viel Geld sogar: und das ist unangenehm! Dem daran ist in den Kreisen des Landes seit den Tagen des zweiten Philipp, der binnen wenigen Jahren dreimal Bankrott machte, nie überflüssig gewesen. So hat sich denn auch der Ministerrat jetzt wieder lange Zeit sehr eingehend mit der Frage beschäftigt, wie diese Expedition am bequemsten zu finanzieren sei: denn die Aufnahme einer Anleihe möchte man aus leicht erklärlichen Gründen gern so lange als möglich hinausschieben, sogar mit der Ausgabe von Schatzwechseln wird gezögert, weil man vor den hohen Zinsen Angst hat, die Spanien wird zahlen müssen. Die Unfähigkeit des Staatsschatzes, die Kosten für den Kolonialkrieg und die Aufrechterhaltung der Ruhe in Spanien aus den regulären Einkünften zu decken, liegt dabei klar vor aller Augen, und aufgeschoben kann hier noch weniger aufgehoben helfen, als es sonst der Fall ist. Für den Moment hat sich der Ministerrat auf den — etwas eigentümlichen — Beschluß beschränkt, nur im Falle der dringendsten Notwendigkeit den Goldbestand bei der Bank von Spanien, der zurzeit etwa 75 Millionen Pesetas beträgt, in Anspruch zu nehmen, denn diese Summe soll nach dem Willen des Finanzministers zur Begleichung der Kupons der auswärtigen Schuld und für andere in Gold zu leistende Zahlungen reserviert bleiben. — Ferner hat die Regierung sich, zum Teil aus finanziellen Gründen, „im Prinzip“ für die Aufrechterhaltung des Postsystems ausgesprochen, und es wird dieser Meldung beziehungsweise hinzugefügt, daß man daraus eine Einnahme von mindestens 15 Millionen Pesetas zu erzielen hoffe! Das königliche Dekret, das die Kontingenz der Besetzung für die im Februar einzulebende Jahressklasse vornimmt, ist bereits erschienen. Es steht eine Riffer von 65000 Mann vor. — Die letzten Barceloneser Unruhen ziehen noch ziemlich weite Kreise. Jetzt behauptet die Regierung gar, den Ursprung und die Drahtzieher des Putschs so genau zu kennen, daß sie alle daran Beteiligten vor Gericht stellen könne. Und sie werde dies unter allen Umständen tun, selbst wenn sie sich in die Notwendigkeit verfaßt sähe, von den Cortes die Einwilligung zur Strafverfolgung von Senatoren oder Abgeordneten zu erbitten. Diese letztere Bemerkung ist gegen den Senator Sol y Ortega gerichtet, den man wegen seiner jüngsten Äußerungen über die Ereignisse in Katalonien sehr gern unter Anklage stellen möchte. Allerdings — auch die Spanier „hängen keinen, sie hätten ihn dem“, und Sol y Ortega weiß, ebenso wie sein Unterhauskollege Ferron und der Schriftsteller Ferrer, zurzeit in Frankreich. Ob er heimkehrt, ehe er weiß, welcher Empfang seiner wartet, ist aber zum mindesten fraglich.

Deutsches Reich.

* Eine französische Begrüßung auf deutsch-sprachlichem Gebiete. Daß sich der Kaiser von Österreich und der Präsident der Schweiz in französischer Sprache auf dem deutschen Bodensee begrüßt haben, hat in weiteren Kreisen Aufsehen hervorgerufen. Dazu erhält ein rheinisches Blatt eine Zuschrift, die vielen aus dem Herzen gesprochen sein wird. Sie lautet: „Sehr geehrte Schriftleitung! Was sagen Sie dazu, die Sie über deutsche Art und Sitte allerwärts die Wacht halten, daß die Begrüßung des Kaisers Franz Joseph aus dem alten deutschen Geschlecht der Habsburg-Lothringern in der deutschen Schweiz und ebenso die Erwiderung des Kaisers in französischer Sprache erfolgte?“

Er: „Nach welcher sich die Herren auf der Straße umdrehen!“
Sie: „Na... das muß dir doch schmeicheln?“
Er: „Doch um mir zu gefallen, brauchst du durchaus nicht so viel...“
Sie: „Ach, sei doch still! Von diesen Sachen verstehst du ja nichts!“
Er: „Versprich mir, daß du in Zukunft...“
Sie: „Ich verspreche es dir... (Pause.) Warum zanzelst du die Stirn?“
Er: „Ich denke an die Schneiderrechnung.“
Sie: „Ich versichere dir, sie ist nicht so bedeutend, wie du glaubst!“
Madame bemüht sich, diese Versicherung in möglichst überzeugungsvollem Tone auszusprechen, innerlich aber ist sie etwas unruhig: die Schneiderrechnung beträgt 483 Frank! Madame wagt nicht, das verhängnisvolle Papier zu zeigen. Der Gatte wird wieder eine Szene machen, und Madame sagt sich, daß er im Recht ist.
Sie bedauert — etwas spät! — diese übertriebenen Ausgaben und faßt energische Vorsätze für die Zukunft. Indessen die Vergangenheit ist da, sie muß bezahlt werden. Wie aber die unangenehme Geschichte dem Herrn und Gebieter beibringen, ohne daß es einen tragischen Auftritt gibt? Madame zerbricht sich den Rest des Tages ihr hübsches Köpfchen. Das Resultat dieser ungewohnten Arbeit ist eine geniale Kriesskiff.
Am anderen Tage.
Sie (um 7 Uhr abends nach Hause kommend): „Verzeih! Ich habe mich verspätet...“
Er (unzufrieden): „Das sehe ich... Ich komme nach Hause — niemand da... Es ist mir sehr unangenehm, wenn ich das Rest leer finde. Ich weiß dann gar nicht, was ich anfangen soll...“
Sie: „Ich habe mich bei Madame Brindy verspätet.“
Er: „Schon wieder? Du weißt doch, daß ich deine Besuche bei dieser Dame nicht gern sehe! Sie ist eine zu kokette Frau!“

Haben die Schweizer Aemanner ihr Deutsch verlernt? Hätte die Begrüßung in Genf oder in Lausanne stattgefunden, so hätte ich zur Not verstanden, daß man der welschen Sprache den Vorzug gab, aber in Rorschach, im deutsch-schweizerischen Gebiet! Das ist doch starker Tabak!“

△ Die prinzipiellsten Stuttgarter Genossen. Sehr hübsch wird die antihofgängerische Stuttgarter Rathaus-Sozialdemokratie, die dortige sozialdemokratische Gemeindevertreter-Fraktion, von dem „N. Stuttg. Tzbl.“ wie folgt verspottet: „Die hiesige Rathaus-Sozialdemokratie hat im Gegensatz zu ihren Kollegen von der Landtagsfraktion das antimonarchische Prinzip der Partei mannhaft gewahrt — so geschahen Montag, 30. August 1909, dadurch, daß die sozialistischen Gemeinderäte und Bürgerausschussmitglieder der Eröffnung des neuen Schlacht- und Viehhofes ferngeblieben sind, weil Oberbürgermeister v. Gauß ihnen mitgeteilt hatte, daß er am Schluß seiner Begrüßungsansprache, nach Vorlesung eines Kabinettschreibens des Königs, ein Hoch auf den Landesherren ausbringen werde. Die Courtoisie des Oberbürgermeisters hat also die Rathausfraktion vor der Schande bewahrt, die von den sieben Hofgängern in Friedrichshafen begangen worden ist und, wie bekannt, die Grundfesten der Sozialdemokratie in Deutschland erschüttert hat. Am übrigen ist die jetzige Auffassung der sozialistischen Rathausfraktion himmelweit verschieden von ihrem früheren Verhalten, das sie bei Eingemeindungsfesten von Kaisburg bis Degerloch beobachtet hat. Noch voriges Jahr haben ihre Vertreter in Degerloch mitgewirkt, obwohl auch dort der Vertreter der Stadt, Gemeinderat Dr. Rettich, das übliche Hoch auf unseren König ausgebracht hat. Erst der Stuttgarter Schlacht- und Viehhof ließ das Parteilgewissen aufwachen, und so blieb wenigstens da drunten bei Kaisburg das antimonarchische Prinzip von weiteren Durchbrechungen bewahrt.“ Na, es geht eben nichts über absolute Konsequenz und Prinzipienfestigkeit!

* Die Verteilung der Bevölkerung auf die einzelnen Konfessionen. In dem Anteil der Konfessionen an der deutschen Bevölkerung ist seit etwa 20 Jahren eine kleine Veränderung eingetreten. Während von 1870 bis 1890 der Prozentanteil der Evangelischen gewachsen, der der Katholiken gesunken ist, hat sich seit 1890 die entgegengelegte Bewegung geltend gemacht. Ende 1890 zählte man in Deutschland unter je 1000 Personen 628 Protestanten und 368 Katholiken, Ende 1900 war die Zahl der Protestanten auf 625 zurückgegangen, die Zahl der Katholiken auf 361 gestiegen. Eine weitere Entwicklung nach dieser Richtung hin zeigte die Volkszählung vom 1. Dezember 1906. Die Zahl der Protestanten hatte sich auf 621 vermindert, die Zahl der Katholiken dagegen auf 365 für je 1000 Einwohner erhöht. Diese Entwicklung ist vorwiegend auf Zuwanderung aus Österreich-Ungarn und Polen zurückzuführen. Ferner darauf, daß die katholische Bevölkerung relativ stärker als die evangelische an dem ländlichen Stand der ländlichen und städtischen Arbeiter beteiligt ist. Abertritte von der katholischen zur evangelischen Kirche sind hingegen häufiger als umgekehrt. Im Jahre 1905 sind in Preußen 5939 Katholiken evangelisch, aber nur 441 Evangelische katholisch geworden.

* Über die Frage des Bogensendurstiches wurde auf einer Konferenz verhandelt, die vor einigen Tagen im Beisein des Eisenbahnministers v. Breitenbach im Rühlhauser Rathaus stattfand. Die Einladung zu dieser Konferenz scheinen nun freilich, so wird der „Allg. Volks-Ztg.“ darüber gemeldet, die Sachverständigen, die das Für und Wider der einzelnen Projekte hätten beleuchten können, nicht berücksichtigt zu haben. Andere Interessenten sollen die Einladung zu spät erhalten haben, so z. B. der Bürgermeister von Colmar, der sich im letzten Augenblick telegraphisch entschuldigen ließ. Bei der Besprechung waren zugegen: Staatsrat Noehlich, der Präsident der Rühlhauser Handelskammer, zwei Vertreter der Stadt Markkirch, die Bürgermeister von Rühlhausen und Schlettstadt und ein Beigeordneter der Stadt Rühlhausen. Es lagen neun Projekte zur Besprechung vor: Selven bis St. Maurice erfordert

Sie: „Ich versichere dir!“
Er (überrascht): „Aber, was ist das? Du bist ja in großer Toilette! Weshalb?“
Sie (mit gutgeputzter Verwirrung): „Mein Gott! Ich möchte nicht, daß Madame Brindy denken soll, ich hätte nichts anzuziehen!“
Er: „Und du bist parfumierte!“
Sie: „Liebst du nicht Parfüm?“
Er: „Darum handelt es sich hier nicht!“
Pause. — Der Herr prüft Madame mit einem strengen, traurigen Blick. Madame wird unter diesem Blick wirklich verwirrt.
Sie: „Was hast du?“
Er: „Nichts!... Ich versichere dir, nichts, das verlohnte, gesagt zu werden!... Ein dummes, niedriger Gedanke... Sprechen wir nicht mehr davon!“ (Den Ton ändernd.) „Aber wollen wir nicht essen?“
Sie: „Nur einen Augenblick, mich umzukleiden und den Tisch zu decken...“
Er: „Das lettere werde ich besorgen.“
Madame geht ins Schlafzimmer und zieht ein Hauskleid an. Sie scheint in ernste Betrachtungen versunken. Plötzlich macht sie eine Bewegung, welche bedeutet: „Um so schlummer! Wir werden ja sehen!“... In diesem Moment hört sie den Schritt ihres Mannes. Schnell zieht sie einen Brief aus der Tasche und tut, als ob sie aufmerksam darin lese.
Er (eintretend): „Der Tisch ist gedeckt.“
Sie (das Papier im Nieder versteckend und eine heftige Verwirrung markierend): „Ich — ich komme... ich komme sofort...“
Er (der alles gesehen hat, sehr blaß): „Was hast du denn?“
Sie: „Nichts. — Ich glaube... der Magen... Ich habe großen Hunger...“
Sie beginnen Schweigen zu essen, wobei sie einander verstohlen beobachten.
Er (sehr sanft): „Meine Liebe...“
Sie: „Was denn, mein Teurer?“

eine Baustrecke von 10,2 Kilometer, davon 4,75 Kilometer auf deutscher Seite. Minister v. Breitenbach erklärte, die Erfahrung habe gezeigt, daß trotz neuer Linien der Hauptverkehr sich nach wie vor auf den alten großen Verkehrsstrassen abspiele; man dürfe sich also in der Verziehung keinen zu großen Hoffnungen hingeben. Die Reichsbahnverwaltung siehe jedoch der Frage des Bogensendurstiches wohlwollend gegenüber. Natürlich wird die Entscheidung über die Wahl der Strecke nicht nach lokalen, sondern nach allgemeinen Interessen fallen müssen. Nach der Besprechung besichtigte der Minister auf einer Rundfahrt durch die Bogenen die Ortlichkeiten, die für die verschiedenen Projekte in Betracht kommen.

hb. Die Zentralorganisation des deutschen Handwerks und der Hansa-Bund. Der Zentral-Ausschuß der Vereinigten Innungsverbände Deutschlands hat eine Rundgebung über seine Beziehungen zum Hansa-Bund beschlossen, wonach der Zentral-Ausschuß „den festen Zusammenschluß aller mittelständischen Kreise des deutschen Volkes in einer großen Organisation ohne Unterschied der einzelnen Erwerbszweige zur Wahrung der gemeinsamen Interessen für unbedingt geboten erachtet“. Nach den vorliegenden präzisen Erklärungen von Seiten der Leitung des Hansa-Bundes steht der Zentral-Ausschuß, wie er weiter erklärt, „die Grundlage für eine solche Organisation im Hansa-Bunde als gegeben an. Er ist daher der Meinung, daß gerade das deutsche Handwerk die ihm dargebotene Hand nicht zurückweisen, sondern vielmehr auf Grund seiner eigenen Organisation und in Verbindung derselben die den gesamten mittelständischen Erwerbsgruppen gemeinsamen Interessen Schutzes an Schutzes mit dem Hansa-Bunde vertreten sollte.“ Der ausführlichen Begründung dieser Zeitsätze, die in den Innungsorganen veröffentlicht werden wird, entnehmen wir Nachstehendes:

Der Zentral-Ausschuß hat sich davon überzeugt, daß die Arbeit des Hansa-Bundes auf Grundlage seines veröffentlichten Programmes allen im Bunde vertretenen Erwerbsgruppen, nicht am letzten dem Handwerker, gute kommen muß, da bei der Zusammensetzung der Leitung und der Verwaltung des Bundes den Interessen aller Erwerbsgruppen, auch denjenigen des Handwerks, Rechnung getragen wird. Der Bund will nach seinen Satzungen nicht die Vertretung wirtschaftlicher oder sozialer Sonderinteressen oder Sonderforderungen übernehmen, auch nicht in den Tätigkeitsbereich der zum Schutze solcher Interessen bestehenden Vereinigungen und Verbände eingreifen; er lehnt es sogar ausdrücklich und unabweislich ab, deren Aufgaben zu übernehmen oder sie in ihrer Tätigkeit irgend wie zu behindern. Wir weisen schließlich noch insbesondere darauf hin, daß es gerade in dem gegenwärtigen Moment, da die Weisung wieder einmal rüchlos über die Interessen des Handwerks hinweggegangen ist, doppelt notwendig erscheint, die Kräfte des gesamten Mittelstandes zu schließen und dahin zu streben, daß das Handwerk seine besondere Organisation immer mehr ausbaut und auf Grund derselben sein Gewicht im Verein mit den verwandten Erwerbsgruppen in die Wagschale werfe. Wenn es gelingt, für die besonderen Interessen des Handwerks eine identische Organisation im Zentral-Ausschuß der Vereinigten Innungsverbände Deutschlands zu schaffen und daneben sowohl in der Deutschen Mittelstandsvereinigung wie im Verein mit denselben im Hansa-Bunde die gemeinsamen Interessen aller Schichten von Gewerbe, Handel und Industrie umfassenden Organisation nachdrücklich vertreten zu sehen, dann dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß auch der für das Bedeuten des Vaterlandes so unendlich wichtigen Mittelstand des deutschen Volkes und in ihr als einem ihrer kräftigsten Glieder, dem deutschen Handwerk, noch einmal bessere Tage kommen werden.“

= Das Anwachsen des Privatbeamtentums. Bei Besprechung der Berufsstatistik von 1907 hat der Deutsche Privatbeamten-Verein in Wuppertal hervor, daß gerade diese Zählung den Beweis führe, wie das Deutsche Privat-Beamten-tum auch in numerischer Hinsicht sich mehr und mehr zu einem Machtfaktor herausbilde, der auf die Wahlkraft des ganzen Volkes bestimmend einzuwirken vermag. Das rapide Anwachsen der Zahl der Privatangestellten komme darin zum Ausdruck, daß diese seit der Zählung im Jahre 1896 um das Doppelte, seit 1882 um das Vierfache gestiegen ist. Bei der Industrie betrage die Steigerung sogar mehr als das Sechsfache der Anfangszahl. Daraus sollten die Privatbeamten vor allem die Lehre ziehen, daß der Organisationsgedanke unter ihnen die weiteste Verbreitung finden könne und daß

Er: „Was ist das für ein Brief, den du eben in deinem Nieder verstecktest?“
Sie: „Einen Brief!“
Er: „Oder ein Billett?“
Sie: „Aber du täuschst dich!“
Er (ungeduldig): „Ach, laß doch! Keine Winkelzüge, bitte!... Der Brief ist da! Ich brauche nur den Arm auszustrecken, um...“
Sie (nervös): „Na schön!... Ja!... Und was weiter?“
Er (verwirrt): „Was weiter?“
Sie: „Wirklich, du sprichst in einem Tone zu mir...!“
Er: „Wardon! Du bist vielmehr diejenige, welche...“
Sie: „Ich? Ich?“
Er (sich beherrschend): „Bitte, meine Liebe, ereifere dich nicht... und gib mir den Brief!“
Sie: „Bitte mein Lieber, nicht diese Miene!“
Er: „Miene? Was für eine Miene? Ich wüßte nicht...“
Sie: „Doch!... Du machst ein Gesicht wie ein Untersuchungsrichter!“
Er: „Würdest du wohl die außerordentliche Bewogenheit haben, mein Lieber, mir mitzuteilen...“
Sie: „Ach... Diesen spöttischen Ton mag ich auch nicht...“
Er: „So entgehst du mir nicht!... (Sehr würdig.) Beliebt es dir, mir diesen Brief zu geben?“
Sie: „Ob es mir beliebt? Nun, es beliebt mir nicht.“
Er (sich zurückhaltend): „Du mißbrauchst...“
Sie: „Es beliebt mir nicht, ihn dir jetzt gleich zu geben... Übrigens hat dieser Brief auch kein Interesse für dich!“
Er: „Wardon! Ich glaube das Gegenteil...“
Sie: „Wenn ich dir aber doch sage...“
Er: „Ich fange an, dein Benehmen sonderbar zu finden!“

er sie finden müßte, wenn sie namentlich den Organisationsgebühren der Lohnarbeiter gegenüber ihre Recht als geistige Berufsarbeit im wirtschaftlichen und sozialen Leben verteidigen wollten. Von besonderem Interesse für die Privatbeamten sei auch der durch die Bäckerei gelieferte Nachweis, daß in den letzten 12 Jahren nahezu 3 Millionen Frauen in das Erwerbsleben neu eingetreten sind, so daß sie heute bereits 30,7 Proz. aller Erwerbstätigen ausmachen. Mit Rücksicht auf die „Recht-Beamtinnen-Zeitung“ auch auf die Tatsache hin, daß von den 8243498 erwerbstätigen Frauen heute nahezu 3 Millionen in Industrie, Handel und Verkehr beschäftigt sind, während die Zahl der männlichen Angestellten in diesen Erwerbsgruppen 1191916 beträgt. Die Sicherstellung der Zukunft der Privatbeamten, die der genannte Verein durch Selbsthilfe zu erreichen anstrebt, hat mit obigen Zahlen nicht Schritt gehalten.

NPT. über den Stand der Bauarbeiten am Rhein-Weferkanal schreibt man uns von unterrichteter Seite: Auf der Strecke zwischen dem Rhein und dem Dortmund-Ems-Kanal sind die Erdarbeiten auf einer größeren Strecke bereits in Angriff genommen; fast für den ganzen übrigen Teil konnte wenigstens die Ausschreibung erfolgen. Der Grunderwerb ist in der Hauptstadt beendet. Auch am Lippe-Seifenkanal Datteln-Hamm schreibt der Grunderwerb planmäßig fort. Die Nachfrage wegen Anlage von Häfen ist dort besonders lebhaft. Am Ems-Weferkanal steht die endgültige Planfeststellung bevor; auf einer längeren Strecke südlich Bunnstorf sind die Erdarbeiten bereits vergeben worden. Über die Breite der Brücken bei der Stadt Hannover ist eine Einigung mit der Stadtverwaltung erzielt worden; dagegen steht dort die Regelung der überaus wichtigen Hafenfrage noch aus. Über die wichtige Frage, ob dem Kanal das Schiffschiff aus der Weiser zweimähtiger durch ein Rundwehr bei Minden oder durch einen Graben mit natürlichem Gefälle zugeführt werden soll, wird nach den erteilten Zusicherungen zunächst der Wasserstraßenrat gehört werden.

Rechtssprechung und Verwaltung.

Ein Jofy in der preussischen Staatsverwaltung. Ein höherer Verwaltungsbeamter schreibt der „N. N. Westf. Ztg.“: Wenn man auch keine zu große Hoffnungen hegen darf, daß die sog. Verwaltungsreform eine einheitliche Vereinfachung des Geschäftsbetriebes und eine Ersparnis in der Verwaltung herbeiführen wird, so wird sie vielleicht doch immerhin den einen und anderen Jofy, der freilich schon längst hätte abgeschritten werden sollen, beseitigen. Auf einen solchen sei gestattet, hier aufmerksam zu machen. In jenen Fällen, wo der Zentralinstanz daran liegt, die Ansichten der ihr untergeordneten Verwaltungsbehörden und der bei einer Frage nächstbeteiligten kennen zu lernen, z. B. bei der Vorbereitung von Gesetzentwürfen, Ausführungsanweisungen, Verordnungen und dergleichen, pflegt heute der Geschäftsgang der zu sein, daß sich in Preußen der Minister an die Oberpräsidenten, diese an die Regierungspräsidenten und die letztgenannten wieder an die Kreis- oder Stadtverwaltungen, Handelskammern, Landwirtschaftskammern usw. wenden. Regelmäßig wird bei der Zentralinstanz der Erlaß nur für die 12 Oberpräsidenten ausgefertigt. Jeder Oberpräsident läßt dann für die ihm unterstehenden Regierungspräsidenten Abschrift des Erlasses nehmen, jeder Regierungspräsident darauf für die in Frage kommenden Verwaltungen des Bezirks und diese womöglich wieder für die nächstbeteiligten, die vielfach erst in der Lage sind, die mit dem Erlaß bezweckte Aufklärung zu geben. Statt daß der Erlaß an einer, und zwar an der Ausgangsstelle, gleich so häufig vervielfältigt wird, daß er allen beteiligten Stellen überlassen werden kann, wird eine und dieselbe Arbeit nacheinander an fünfzig und mehr verschiedenen Stellen geleistet. In dieser sinnlosen Zersplitterung der Arbeit liegt eine Kräfte- und Geldverschwendung, die sobald wie möglich aufgehoben werden sollte. Obendrein leidet darunter aber auch zumeist die sachliche Erledigung der Angelegenheit. Durch das Vervielfältigen des Erlasses an den verschiedenen Stellen geht zumeist so viel Zeit verloren, daß denjenigen Verwaltungen oder Persönlichkeiten, die sich zur Sache auf Grund eigener Kenntnis äußern können und sollen, häufig nur eine für eine gründliche Erledigung nicht ausreichende Frist gestellt ist. Durchweg ist bei diesem Instanzen- und Geschäftsgange ein Erlaß mehrere Wochen unterwegs, und es ist so weit mehr Zeit unnötig verstrichen, als noch zur wirklichen Klärung der Sache übrig bleibt. Daß eine Änderung hierin auch bei Beibehaltung des bis-

herigen Instanzenweges möglich und notwendig ist, wird wohl von keiner Seite bestritten werden.

Deutsche Kolonien.

tz. Ein neuer Verwaltungschef für die Ostafrikanen. Der seit heriger Bezirksamtmann von Dar-es-Salaam, Regierungsrat Koeder, ist, wie wir hören, zum Verwaltungschef der Ostafrikanen ernannt worden. Er wird am 22. Oktober von Sena aus die Ausreise nach Ponape antreten. Regierungsrat Koeder ist vor seiner Amtstätigkeit in Ostafrika auch schon im Kolonialdienste des Schutzgebietes Kamerun tätig gewesen.

Über die Ermordung des deutschen Missionars Lette aus Barmen auf den Sunda-Inseln meldet der niederländische Generalgouverneur, daß Lette den Einwohnern des südlichen Teiles der bei Flores gelegenen Insel Missionspredigten hielt, die anscheinend tiefen Eindruck machten. Als er sich auf dem bereitliegenden Dampfer „Geram“ einschiffen wollte zur Fortsetzung seiner Reise, erklärten zwei Einwohner sich bereit, mitzugehen. Während der Überfahrt überfielen sie den Missionar und richteten ihn mit ihren Messern scharfbar zu. Darauf schwammen sie an Land und flüchteten in die Wälder. Lette erlag seinen Verwundungen noch am selben Tage.

Ausland.

Österreich-Ungarn.

Das Leipzig-Schönauer deutschradikale Blatt verfiel dreimal der Beschlagnahme wegen berechtigter Abwehrstellung gegen die tschechische Propaganda.

Italien.

Als Orte für den Zarenbesuch werden von Italien Vafac bei Raapel, Bado bei Sena oder der Golf von Spezia zur Auswahl vorgeschlagen. Die Entscheidung steht noch aus.

Frankreich.

Das Kriegsministerium veröffentlicht zwei Notizen. In der einen wurde das in mehreren Blättern verbreitete Gerücht über den Diebstahl eines elektrischen Entladers für Minen auf dem Fort bei Saint Cyr für vollständig unbegründet erklärt. Die zweite Note bezeichnet den Diebstahl eines Schranke auf der Citadelle von Amiens für völlig bedeutungslos.

Rußland.

Eine Skandalaffäre am Kaiserl. Hofe.

In den russischen Hofkreisen wird die plötzliche Entlassung des Fürsten Konstantin Obolenski, des Chefs des Kabinetts des Zaren, viel besprochen. Fürst Obolenski, der ein Jugendgenosse und Freund des Zaren ist, bekleidete seit drei Jahren das Amt als Chef des kaiserlichen Kabinetts. Als Chef des Kabinetts riet Fürst Obolenski dem Zaren, seine sibirischen Goldbergwerke zur Hebung der Einnahme in andere Verwaltung zu geben. Der Zar gab seine Zustimmung, und der vom Fürsten Obolenski ausgearbeitete Plan wurde verwirklicht. Die Einnahmen des Kabinetts stiegen, doch ging dem Zaren vor einigen Tagen ein ausführlicher Bericht eines früheren Beamten zu, in welchem nachgewiesen wurde, daß nach Einführung der Verwaltung nach dem System des Fürsten Obolenski die Einnahmen des Kabinetts wohl gestiegen, das Kabinett jedoch im Laufe eines Jahres um vierzig Millionen Rubel Gold bestohlen worden sei. Die Folge dieses Berichtes war, daß der Zar zur größten Verwunderung nahestehender Personen den Fürsten Obolenski binnen 24 Stunden seines Amtes enthob.

Geschäftstüchtige Marineoffiziere.

Der Kapitän ersten Ranges Stalski sowie der Ingenieur Woronzow sind zeitweise aus dem Dienst ausgeschlossen worden. Sie verlangten bekanntlich von der Danziger Schiffswerft Schichau 40 Prozent für ihre

Vermittelung für die Abnahme von 4 Schiffen der russischen freiwilligen Flotte. Der Präsident der genannten Flotte, General Radlow, suchte die Angelegenheit zu vertuschen. Dagegen trat das Handelsministerium auf und verlangte eine neue Untersuchung.

Die russische Regierung hat in Polen 184 Filialen des polnischen Schulvereins aufgelöst und dadurch die Einreihung von Kindern in polnische Schulen unmöglich gemacht.

Griechenland.

Der König von Griechenland über den Militärputsch.

Der König empfing gestern zum erstenmal den neuen Kriegsminister, wobei er sich über den militärischen Putsch äußerte. König Georg sagte: „Weshalb eine solche Bewegung? Meine Liebe zu Griechenland ist tief, ich habe alles getan, was ich für das Land tun konnte, und werde niemals aufhören, für das Vaterland zu arbeiten. Ich bin sicher, daß sich weder die Armee noch das Volk über mich beklagen können. Das Volk muß sein Gewissen prüfen, um zu erkennen, wo das Übel steht, gegen das es sich erhob.“ Auch gegen einen Abgeordneten soll sich der König beschwert haben, daß die Offiziere mit ihren Forderungen sich nicht direkt an ihn wenden hätten. Er hätte selbst in die Entfernung der Prinzen aus der Armee eingewilligt, da die Schaffung eines schlagfertigen Heeres stets der schönste Traum seines Lebens gewesen wäre.

Spanien.

Um die Unkosten des langjährigen Aufenthalts der in Madrid weilenden Gesandtschaft Muley Hafids zu verbilligen, hat die Regierung die Marokkaner aus ihrem Hotel ausquartiert und sie in einem kleinen Privathause untergebracht.

Marokko.

Nach der „Morning Post“ besteht in Tanger ein Spaltung im diplomatischen Korps, die durch den vorgeschlagenen gemeinsamen Protest gegen Muley Hafids Grausamkeiten entstanden sei. Durch die Wahrnehmung dieser Zwistigkeiten soll sich der Sultan in seinem Herrscherbewußtsein gestärkt fühlen, der ohnehin jeden Vorwand ergreife, um die Ratschläge der Konsuln zu ignorieren, sobald sie sich auf innere Angelegenheiten beziehen. Muley Hafid soll erklärt haben, er werde unter allen Umständen die Marokko aufgezungenen Beschlüsse der Konferenz von Algeciras beobachten, darüber hinaus aber den fremden Mächten nicht einen Zoll breit Zugeständnisse einräumen.

Luftschiffe und Aeroplane.

Ein neuer deutscher Gleitflieger. Wie aus Köln gemeldet wird, sind bereits seit Anfang dieses Jahres zwei Beamte der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks-Gesellschaft mit dem Bau eines neuen Gleitfliegers beschäftigt, wozu ihnen die Gesellschaft eine Halle zur Verfügung gestellt hat. Mehrere Ingenieure, Mitglieder des Niederrheinischen Luftschiffervereins, beschäftigen nach dem „N. N.“ der Flugapparat und sprachen ihre Anerkennung darüber aus. In den nächsten Tagen werden die Flugversuche mit dem neuen Apparat, der 75 Kilogramm wiegt, aufgenommen. Die Länge des Apparates beträgt 6 1/2 Meter, die Breite 5 1/2 Meter und die Höhe 2 1/2 Meter.

Das neue englische Luftschiff.

Soeben ist die neue Luftschiffhalle in Wornwood's vorüber fertiggestellt worden, die das neue englische Leucht-Luftschiff aufnehmen bestimmt ist. Bekanntlich wird es in Frankreich in der Fabrik von Clément-Bayard gebaut und wird genau die Maße des französischen Luftschiffes „Clément-Bayard“ haben. Seine Fertigstellung ist schon in den nächsten Wochen zu erwarten, da das ganze Gerippe des Luftschiffes schon aufgebaut ist. Das Luftschiff wird insofern schon bei seiner ersten Fahrt Aufsehen erregen, als

Sie: „Und ich fange an, dein Drängen verlegend zu finden!“
 Er: „Bitte, wir wollen doch die Rollen nicht tauschen?“
 Sie: „Fällt mir gar nicht ein! Ich meine nur, ein Batte, der etwas auf sich hält, quält seine Frau nicht mit solchen Verhören!“
 Er: „So ist's recht! Jetzt bin ich natürlich der Schuldige!“
 Sie: „Aber sicher!“
 (Pause.)
 Er: „Nun also . . . gib mir den Brief!“
 Sie: „Nun also . . . nein! Du bekommst ihn nicht.“
 Er: „Güte dich!“
 Sie: „Ich schwöre, ich wollte ihn dir geben . . .“
 Er: „So, so . . .“
 Sie: „Aber deine Art und Weise hat mich veranlaßt, meine Absicht zu ändern.“
 Er: „Das ist sehr bedauerlich! . . . Ich muß jetzt natürlich denken, daß du triftige Gründe hast, den Brief zu verstecken.“
 Sie: „So? Du zweifelst an mir? . . . Lüge nicht! Du zweifelst an mir!“
 Er: „Zum Teufel! Ich möchte den Mann sehen, der es an meiner Stelle nicht auch täte! . . . Du verpödest dich . . . bist in großer Toilette . . . in unanständiger Weise parfümiert . . .“
 Sie (wütend): „Unanständiger Weise?“
 Er: „Du behauptest, bei Madame Brindy gewesen zu sein . . .“
 Sie: „Ich behaupte?“
 Er: „Du verbirgst Willetts in deinem Nieder und bist überaus, daß . . .“
 Sie: „O! Das ist zu stark!“
 Er: „Bitte, ich . . .“
 Sie (sehr schnell): „Das ist zu stark! Solch ein Verdacht! . . . Nach dreijähriger Ehe! Ach, mein Gott! Mein Gott!“
 Er: „Gieb mir den Brief!“
 Sie: „Nein! Nein! Und hundertmal nein!“

Er: „Du vergißt, daß, wenn ich will . . .“
 Sie: „Wie? Du würdest Gewalt anwenden?“
 Er: „Sicher!“
 Sie: „O! . . . (zieht das Papier aus der Tasche und macht Miene, es ins Feuer zu werfen.) Nun wohl! So hole es dir! Da!“
 Er (auffpringend): „Ach, Elende!“
 Sie: „O! Du tust mir weh!“
 Kurzer Kampf. Er bemächtigt sich des Briefes.
 Sie: „Das wirst du mir bezahlen!“
 Sehr blaß, mit zitternden Händen öffnet der Batte den Brief. — Sie lacht verhöhlt.
 Er (erstaunt): „Es ist nur die Schneiderrechnung!“
 Sie: „Dieses „Nur“ ist köstlich!“
 Er (beschämt): „Meine Liebe . . . (Dann sieht er wieder ins Papier, und sein Blick fällt auf die Schlüssziffer: erschreckt.) O! . . . O! . . . 483 Frank!“
 Sie: „Was sagte ich dir?“
 Er: „Du sagtest mir gar nichts!“
 Sie: „Bardon! Vor kaum einer Minute sagte ich dir: Das wirst du mir bezahlen!“
 (Pause.)
 Er: „Komm mal hierher! . . . Sieh mir mal gerade ins Gesicht!“
 Sie (treuherzig): „Da bin ich!“
 Er: „Was bin ich doch für ein Einfaltspinnell!“
 Sie: „Warum?“
 Er: „Und du für ein durchtriebener Kerl!“
 Sie: „Aber . . .“
 Er: „Du hast absichtlich den Brief so hastig versteckt, als ich eintrat . . .“
 Sie: „Absichtlich?“
 Er: „. . . um meine Eifersucht zu erwecken, um mich zu veranlassen, dir harte Worte, Grobheiten zu sagen, kurz, um mir das Recht zu rauben, hinterher über die Höhe der Rechnung in Garnisch zu geraten!“
 Sie (treuherzig): „Wie kannst du nur so etwas von mir denken? . . . Welch ein arger Skeptiker du doch bist! . . . Wie sollte dein kleines Frauchen wohl auf solchen Gedanken kommen?“

Aus Kunst und Leben.

* Der Kaiser als betender Ritter. Der Oberaufbau der königlichen Garnisonkirche in Berlin soll durch eine besondere Erinnerungsmedaille im Andenken der Bevölkerung festgehalten werden. Im Auftrag des Kaisers arbeitet gegenwärtig der Bildhauer Stefan Walter an einer Medaille, die den Kaiser als Ritter in betender und betender Stellung zeigt. Auf der Rückseite sieht man den aus der Asche verjüngt emporstehenden Böhmi.

* Eine neue amerikanische Briefmarke. Die amerikanische Postverwaltung bereitet die Ausgabe einer neuen Zweicents-Postmarke zur Erinnerung an die Hudson-Fulton-Feier vor, die vom 25. September bis zum 1. Oktober in New York stattfindet. Es werden 50 000 000 Stück ausgegeben. Der Rand trägt die Inschrift „Hudson-Fulton Centenary“, die Daten „1609“ und „1909“ und unter einer Schlängelinie die Worte „U. S. Postage“. Ein die Mitte einnehmendes Bild zeigt im Hintergrunde die Fallsäden des Hudson, an denen vorüber Hudsons Schiff „Half Moon“ den Fluß hinauffegelt, während Fulton's Dampf-schiff „Clermont“ den Fluß hinunterdampft. Im Vordergrund befindet sich ein Indianer in einem Canoe und im Hintergrunde ein zweites Canoe mit vier Indianern.

* Frauenleid und — Klame. Über einem großen Schuladen im Quartier de l'Europe in Paris liest man gegenwärtig auf großen Anzeigen folgende erschütternde Geschichte: „Liquidation. — Mit tränenüberströmenden Augen sehe ich mich gezwungen, meinen ganzen Vorrat an Schuhwerk zu liquidieren. Damit alles in acht Tagen ausverkauft ist, biete ich es mit einem Verlust von 50 Prozent aus, da mein Gatte es für gut gefunden hat, mich mit meinen fünf Kindern im Stiche zu lassen. Warum ich nicht ohne Gatten das Geschäft weiterführen kann? Weil mein Mann sich Lager von Restbeständen der vornehmen Schuhfabriker der Provinz und des Auslandes zu beschaffen wußte. Kluge Damen werden von diesen außergewöhnlich billigen Preisen zu profitieren verstehen, um mich in den Stand zu setzen, meine Vorräte auszuverkaufen, damit ich dann meinen Gatten auf einer Rundreise durch ganz Europa zu suchen vermag.“

es direkt von dem Fabrikationsort nach London fliegen soll. Es wird demgemäß das erste Luftschiff sein, das den Kanal überquert. Die Engländer, die angeblich sich dabei sind, nach dem „Baby“ ein großes Luftschiff des Zeppelinschen starren Systems zu bauen, werden also in wenigen Wochen über zwei Luftschiffe verfügen.

Aus Stadt und Land.

Wiesbadener Nachrichten.

Wiesbaden, 5. September.
Die Woche.

Sonst gehörte es gerade nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, jemand auf's Dach zu steigen. Nur Schornsteinfeger, Schieferdecker und ausgemachte Groblane taten das mit mehr oder weniger Vergnügen. Auch nach einer Beschäftigung seines eigenen Daches gelüftet einem nicht. Keinem Menschen wäre es eingefallen, das Aussteigenstiegen zu öffnen und hinauszutreten auf die schiefe Fläche, auf die die Schornsteine ihre Rufflöcher herabwerfen. Jedes Jahr einmal oder zweimal kam der Schieferdecker und stieg auf seinem Leiterchen über den schwarzen Scheitel des Hauses, und öfters der Schornsteinfeger. Und dann schauten wir hinauf und dachten im stillen oder sagten es laut:

„Mein Gott, die Leute riskieren doch täglich ihr Leben. Alles andere lieber, nur nicht dort oben herumklettern müssen!“

Frau Schulze behauptete fogar, es werde ihr schon schwindelig, wenn sie nur hinaufschaue.

Hatten weder Schornsteinfeger noch Schieferdecker etwas auf dem Dache zu tun, dann lag es verwaist, ein Tummelplatz schmutziger Sperlinge, ein möglichst uninteressanter Ort. Das hat sich geändert.

„Ich will nicht behaupten, daß ich das Dach niemals als einen unweiblichen Bestandteil der menschlichen Behausung betrachtet hätte, im Gegenteil, ich habe immer anerkannt, daß es sich unter einem soliden Dach gut und sicher ruhen läßt, wenn das Haus sonst keine erheblichen Mängel aufweist und man keine leidenschaftlichen Grammophschreie und keine Klavierstürmer zu Nachbarn hat. Aber welche Ursache hatte man, weiter über den Vorteil und die Verwendbarkeit des Daches nachzudenken? Es war da, tat seine Schuldigkeit als Regenabläufer und gehörte überhaupt zum Haus, wie's Amen zum Gebet. Und damit Punktum! Auch das hat sich heute geändert!“

Das Dach hat einen höheren Wert bekommen, es hat eine Gegenwart und wird eine Zukunft haben. Nicht nur zu jedem Haus, nein, zu jeder anständigen Wohnung wird künftig ein anständiges Dach gehören. Und es wird nicht mehr das Vorrecht der Schieferdecker und Schornsteinfeger sein — um das sie niemand beneidet — auf die Dächer zu steigen. Frau Schulze wird nicht mehr schwindelig, wenn sie hinaufblickt.

Wir haben uns bereits gewöhnt, unser Dach von einem höheren Gesichtspunkt aus zu betrachten. Keinem ist bis jetzt eingefallen, daß er dabei ein Leben riskiert — nämlich, wenn er droben steht und den Horizont nach leuchtenden Luftschiffen absucht, die manchmal kommen und manchmal nicht. Jeder findet den Weg selber hinauf, wenn nicht etwa sein Leibesumfang an der Passage der allerdings nicht für den täglichen Durchgangsverkehr der gesamten Hausbewohnerschaft eingerichteten Dachluke hindert. Von uns ist bis jetzt keiner zurückgeblieben.

Daß es schön ist auf dem Dach, wissen wir nun alle aus Erfahrung. Die Luftschiffe mußten kommen, um uns das klar zu machen, Frankfurt mußte seine „Ila“ haben, bis wir uns die törichte Abneigung gegen unser Dach und fremde Dächer abgewöhnten. Die Dachsucht existiert nicht mehr. Es lebe das Dach!

Daß es auf der dem Auge des Himmels zugewandten Seite des Hauses schön ist, — welcher Wiesbadener, der selbst auf einem Dach gefessen hat, zweifelte heute noch daran? Wer droben sitzt, wird ganz von selbst guter Laune. Und wenn nicht alles getrübt hat, fällt sogar dem trockensten Philister auf der verräucherten Höhe seines Heims, wo ihm der Wind ungehindert um die Backen pfeift, manchmal so etwas wie ein Witz ein. Abgesehen davon: ist es nicht herrlich, wenn dem Hausbewohnern wenigstens ein neutrales Gebiet zur Verfügung steht, auf dem sie sich, ohne sich nach irgend einer Richtung hin Zwang anzutun, versammeln können?

Das ist die Gegenwart des Daches. Sie ist reizend, gibt Anlaß zu gymnastischen Übungen und tut das Ihrige zur Beseitigung der Schwindelgefahr, die wir in der Zeit der fliegenden Menschen befürchten müssen. Die Zukunft des Daches aber wird seine Gegenwart weit übertreffen. Wer sich künftig ein Bene leisten will, der wird auf's Dach steigen, auf dem man die Flügel zur Spaziersfahrt in Bewegung setzt, auf dem man sich niederläßt bei der Heimkunft, und von wo aus man seine Bekannten und Verwandten mit Vergnügen betrachtet, wenn sie sich im Reich der Lüfte lustieren.

Die sämtlichen Bewohner unseres Hauses haben sich in Anbetracht der durch die Luftschiffahrt und die Aviatik vollständig veränderten Stellung, die das Dach in der Gesamtheit der Teile des Hauses einnehmen wird, bereits zusammengetan und bei dem Hausbesitzer den Antrag gestellt: Das Dach soweit als möglich in eine ebene Fläche mit einem Pflanzgarten umzugestalten und für einen bequemen Aufstieg zu sorgen, der keinem Altkletterer und keiner Korporalenz mehr den Besuch der obersten Region unmöglich macht, bei Vermeidung der gesetzlichen Hindernisse.

Frei im Reich der Lüfte. (Schluß.)

Mit „Parfeval“ für das „Liedw. Lobblatt“ nach Wiesbaden. Von Ludwig Anders.

Es war eine herrliche Fahrt, so losgelöst von aller Erdennähe. Das bunte Wechelspiel der Landschaft fesselte das Auge. Der Sonnenschein lag darüber, tauchte alles in ein Lichtmeer und ließ jede Einzelheit, jede Bodenwelle und jeden Busch erkennen. Wie ein breiter Strom floß die Landschaft dahin, dem auf unserer rechten Seite die Bergkette des Taunus, auf der linken die Duffwand des Rheintales Ufer waren. Aber tiefgrüne Obstwälder und das bunte Farbenpiel der Acker ging die Fahrt; wie seine weite Schlangen wanden sich die Landstraßen über den Boden und lange Zeit begleitete das Schiff zur Linken die gerade Linie der berühmten Frankfurt-Wiesbadener Autostraße wie ein weißgerommener Bach, über den sich die breiten Kronen der Obstbäume buschig wölben. In dem reichen Segen des Landes liegen viele Ortschaften zerstreut. Schon von Ferne grünen sie uns mit ihren roten Dächern und Türmen, die aus dem Grün der Gärten und Wäldchen wie spielerische Adeln steigen. Überall stockt das Leben, ruht alle Arbeit, wo man das Luftschiff zu Gesicht bekommt. Die Menschen rennen zusammen, aus den Häusern ergießen sich ungezählte Scharen auf Straßen und Plätze und ihr weißes Gewirr bedeckt sich mit feinen schwarzen Strichen. Was sind das alles für Bilder, die wir zu sehen bekommen! Keine Einzelheit wird erkennbar, denn die rasche Fahrt in dieser Höhe verflucht alle Bewegung; kein Laut wird vernehmbar, wie sonst wohl im Freiballon, weil der platternde Gesäß der Motoren, der surrende Sang der Propeller jedes Geräusch ausfüllt, aber wir wissen doch, daß da unten die Glocken läuten, die Dampfmaschinen der Maschinen gellen, die Massen in tosendem Jubel das Luftschiff und seine Insassen grüßen, daß sie alle von einer einzigen großen Empfindung befeelt und glücklich sind, Augenzeuge der ersten Kreuzfahrt im Luftreiche zu sein.

Wir hören die Menschen nicht und sie könnten uns nicht verstehen, aber als Boten des Lebens, das sich Hunderte von Metern über ihnen fröhlich dahin bewegt, schicken wir Luftpostkassen herunter, die mit ihren langen Bändern langsam niederschlattern. Und da sehen wir, wie in diese Ansammlung schwarzer Striche Bewegung kommt. Wie Ankerlichter huscht es flink über den Boden in der Richtung unserer Wurfgeschosse, aber ehe wir die Ereignisse verfolgen können, hat das Luftschiff längst schon den Ort hinter sich gelassen und neue Bilder zeigen sich dem entzückten Auge. Weit in der Ferne steht vor uns ein funkelndes Leuchten. Die Gläser holen es näher heran und der flimmernde Glanz entpuppt sich als die goldene Kuppelbedachung der griechischen Kapelle. Gleich darauf wird in einer Lücke, die ein leichter Windstoß in den Dunstschleier des Rheintales reißt, Mainz blühtig sichtbar und wenig später steigt der ganze Kessel, in dem Wiesbaden gebettet liegt, über die Hochplatte des Ländchens heraus. Unsere Fahrt geht direkt auf Erdenheim zu. Bald liegt es unter uns, während der Blick noch dem Stromlauf folgt, um sich dann in die stillen Schönheiten der Weltstadt zu versenken, die sich wie ein Riesenspielzeug unten im Tale ausbreitet und an den Wänden des Taunus aufbaut.

Das Luftschiff, das bis jetzt eine glatte gerade Fahrt gemacht, beginnt seine Manöver. Von der sicheren Hand Hauptmann Dinglangers gesteuert, tanzt es weite und enge Kreise um die Ausstellung und über dem Bahnhof, senkt sich über der Ausstellung auf 505 Meter herab (es sei ausdrücklich bemerkt, daß es sich bei diesen Zahlen um Höhenangaben über dem Meeresspiegel handelt). Oberleitnant Stellung läßt es gemächlich auf- und niedersteigen und wie ein gelehriges Tier folgt das riesige Schiff dem leisesten Zuge der Ventileine. Unten rennen die Menschen zusammen. Wir sehen, wie sie winken und sich bewegen, in dessen das Luftschiff dem Zuge der Wilhelmstraße entlang fährt.

Auf den Tennisplätzen an der Blumenwiese wird das Spiel unterbrochen. Man winkt mit den Schlägern herauf und wir schwenken die Hüden und Hüte, dann geht es in einer Doppellacht über den Kurhauspark und warmen Damm in die Innenstadt hinein. Aber die Bierstadter Felder huscht wie ein schwarzes Gespenst der lustigen Schatten des Luftschiffes. Hin und her geht es in lustiger eleganter Kreuzfahrt über die Stadt, auf deren Innenstraßen die Geschäftsleute zusammenlaufen, während alles, was abkommen konnte, nach dem Exerzierplatz an der Schiersteiner Straße kint, wo, aus der Höhe gesehen, die immer dichter werdenden Menschenmauern einen überwältigenden Eindruck machen. Oberleitnant Stellung ist überrascht. Eine solche Menschenmasse, eine solche Begeisterung hätte er nicht erwartet.

„Sollen wir landen?“, fragt Leutnant v. Polhoff. „Nein, wir manövrieren noch etwas.“ Wieder steigt das Luftschiff ein wenig empor zu 525 Meter Höhe und beschreift zur großen Freude der Zehntausende Zuschauer mächtige Kreise in der Luft, die den Beweis seiner vollkommenen Manövrierfähigkeit erbringen und nach der einstimmigen Meinung der ältesten Wiesbadener Bewohner, die wir zu sprechen Gelegenheit hatten, das erhebenste und ergreifendste majestätische Schauspiel waren, das sie je gesehen hätten. Wälen sind die Tränen ob dieses wunderbaren, unvergleichlichen Anblicks in die Augen gekommen. Nun aber ist die Zeit verstrichen, die Bedingung des Preisauschreibens erfüllt. Vom Güterbahnhof schwenkt das Luftschiff herum und fährt über dem Landungsplatz ein. Die ausgebeulte Dogheimer Straße ist in diesem Augenblick menschen- und wagenleer. Aber das Feld rasen Personen und Räder heran und in der Ferne jagt ein Automobil vorwärts, das sich hastet, zur Landungsstelle zu kommen.

Jetzt sehen wir über dem Landungsplatz. Kaum ein Mensch ist darauf zu erblicken. Vollkommen frei liegt er unter dem Schiff, das wie ein riesiger gelber Fisch in der Luft hängt. Ein dichter Rahmen von vielen tausend Menschen zieht sich um die Seiten. Schulleute zu Pferd traben entlang, Soldaten und Polizisten halten die Ordnung aufrecht. Es beginnt der Abstieg. Leise senkt sich das Luftschiff nach vorn, langsamer arbeiten die Motoren und in immer enger werdenden Kreisen fährt das Schiff dem Boden zu. Gestäubteste Aufmerksamkeit prägt sich in den Mienen der Techniker aus, während die Passagiere das Publikum beobachten, das keinen Blick von dem gewaltigen und doch so elegant anmutenden Vogel wendet, der immer tiefer freit. Nun rennen uns noch etwa 20 Meter, da bricht sich durch die Menge der Ballonmeister R o s e s Bahn und stürzt auf den Platz; hinter ihm her eine Kette von Soldaten, die dem Rasen präzise. Ein rascher Schnitt und der Windstaden löst sich, von dem das Landungsseil gehalten wird. Es fliegt nieder. Die Mannschaften stürzen darauf zu. „Langsam ziehen!“ lautet Oberleitnant Stellung; sanft senkt sich das

Luftschiff. Jetzt sind die Haltetane in Greifnähe, hundert Arme strecken sich darnach und ziehen die Gondel vorsichtig zu Boden. Die Maschinen stoppen und die Propeller hängen wie Lappen herunter und der Motorenlärm verstummt.

Aber was ist das? Wir sehen uns einen Augenblick verwundert an. Ist die Hölle losgelassen, ist ein Orkan ausgebrochen? Ein wilder Begeisterungsjubel bricht los und in breiten Lärmwogen tobt das Hurrageschrei der Menge heran, verschlingt jedes Wort und betäubt uns für einen Augenblick mit seiner elementaren Wucht. Dann bricht das Volk die Absperrung durch und stutet unaufhaltsam zum Luftschiff heran, nach dem Führer rufend und schreiend, der sich einer solchen aufstürzenden und überwältigenden Ovation nicht versehen hatte.

Wir verlassen die Gondel. Keiner hatte nach dem festem Boden Sehnsucht gehabt, denn die wunderbare Fahrt hatte in uns allen die Empfindung eines reinen ungetriebenen Genusses gewedt. Aber Bekannte drängten sich heran und verlangten Rede und Antwort. Diese Fahrt war das herrlichste Erlebnis und für die, die daran teilnehmen durften, der vollgültige Beweis für die absolute Sicherheit der Luftschiffahrt und vollendete Eroberung der Luft.

Was tut es, wenn das tüchtige Element heute noch zuweilen dem Menschenwerk einen leicht behebbaren Schaden zufügt, daß Materialfehler Unfälle herbeiführen, die gefahrlos verlaufen: ein vieltausendjähriger Traum ist Wirklichkeit geworden, der Gedanke hat gesiegt. Ob „Zeppelin“ oder „Parfeval“, das System tut nichts zur Sache. Beide sind vollkommen in ihrer Eigenart. Die Hauptsache bleibt, daß die Menschheit nunmehr das Luftreich nach ihrem Willen durchfahren kann, und daß es deutschen Räumern gelungen ist, das Problem vollkommen zu lösen. Das sollte uns mit besonderer Freude erfüllen. Für Wiesbaden wird der 3. September ein ewig denkwürdiger Tag sein, den unsere Kinder später einmal in der Heimatgeschichte „haben“ werden in der Form: Am 3. September 1909 landete auf dem Exerzierplatz in Wiesbaden das erste lenkbare Luftschiff, der „Parfeval 3“.

Ausstellung Wiesbaden 1909.

Die 10. Gartenbau- und Sonderausstellung vom 4. bis 9. September dauernd, wurde gestern vormittag eröffnet. Dabei sind folgende Preise zuerkannt worden:

- 1. Gemüse: 1. Hermann Huber-Wiesbaden, silberne Medaille und Geldpreis; 2. Wilhelm Heim-Schierstein, silberne Medaille und Geldpreis; 3. Fidel Halter-Wiesbaden, goldene Medaille und Vorschlag für Staatsmedaille; 4. Franz Hay-Wiesbaden, silberne Medaille; 5. Ehr. Bohnerger-Sonnenberg, silberne Medaille und Geldpreis; 6. Wilhelm Bonn-Wiesbaden, goldene Medaille; 7. Jul. Rödling-Dogheim, silberne Medaille; 8. Hermann Grellert-Wiesbaden, goldene Medaille; 9. W. Creß-Wiesbaden, goldene Medaille und Geldpreis; 10. Ludwig Bruckert-Wiesbaden, bronzene Medaille; 11. Phil. Schmidt-Dogheim, goldene Medaille und Geldpreis; 12. Peter Bauer-Dogheim, goldene Medaille und Vorschlag für Staatsmedaille; 13. Gärtn. Vereinigung Frankfurt a. M.-D. B. B. B., silberne Medaille.

- 2. Obst: 14. Peter Göttel-Wiesbaden, goldene Medaille und Geldpreis; 15. W. Bonn-Wiesbaden, silberne Medaille, für die Gesamtleistung in Obst und Gemüse vorgeschlagen für die Staatsmedaille; 16. Wilhelm Eschbach 2. Bine-Rauenthal, bronzene Medaille; 17. A. Duchmann-Bab-Weilbach, silberne Medaille und Geldpreis; 18. Versorgungshaus für alte Leute Wiesbaden (Verwalter Schröder) silberne Medaille.

- 3. Topfpflanzen und Schnittblumen: 19. Lothar Schent-Wiesbaden, für eine dekorative Zusammenstellung, bestehend aus Salvia, Begonia, Lilien und Ficus, eine goldene Medaille; 20. Aug. Ufener, Idstein, für abgechnittene Blumen bronzene Medaille.

- 4. Vinderei: 21. Ernst Wahl-Wiesbaden, für verschiedene Phantasiestücke goldene Medaille.

— Oberpräsident Hengstenberg ist gestern nachmittag von hier wieder abgereist, zunächst nach Frankfurt a. M.

— Personal-Nachrichten. Hof-Janteller Lothar Kraus, n. d. in Firma Krausnid u. So., am Kaiser-Friedrich-Platz wurde die Erlaubnis zur Anlegung der im vertriebenen königlich-schweidischen goldenen Waja-Medaille erteilt.

— Unfälle beim Telefonieren. Der seit Veseitigung der oberirdischen Telefonleitungen ungewöhnliche Fall, daß durch den Fernsprecher ein erster Gesundheitschaden herbeigeführt wird, hat sich in der letzten Zeit zweimal ereignet. Der Berliner „Morgenpost“ wird die Verlegung zweier Frauen durch den elektrischen Strom bei Benutzung des Fernsprechers gemeldet. „In dem einen Fall handelt es sich um eine Dame, die beim Telefonieren plötzlich einen starken Geräuschdruck in das rechte Ohr erhielt. Gleich darauf trat Ohrensausen ein; schon am nächsten Tage war es ihr nicht mehr möglich, den Mund ordentlich zu bewegen; gleichzeitig trat eine Störung des Geschmacks ein, sie hatte das Gefühl, als ob der Gaumen stets von einer Fettschicht bedeckt sei. Aber Nacht war die rechte Gesichtshälfte gelähmt, nervöse Beschwerden, namentlich Kopfschmerzen, hörten nicht mehr auf. Die Dame wandte sich an den Postfiskus. Die Beamten, die zur Untersuchung des Postfiskus nicht anerkennt. Der zweite Fall, der sich vorgestern ereignete, betrifft eine Frau Wilh. R. in der Kantstraße 27 zu Charlottenburg. Sie wurde mittels eines Automaten-Telephons aus der Stadt angerufen. Plötzlich trat eine Störung im Gespräch ein. Sie wartete, daß sich der andere Teilnehmer wieder melden würde. In diesem Augenblick erhielt sie einen starken Schlag und taumelte zurück. Die Nachwirkungen waren ungefähr dieselben wie in dem ersten Fall. Die Lähmungserscheinungen erstreckten sich hier auf die linke Körperhälfte, hauptsächlich auf Schulter und Arme. Die Ärzte hoffen, daß der Unfall keine dauernden Folgen haben wird. — Die amtliche Untersuchung wird ergeben, ob ein Verschulden des Postfiskus vorliegt. Dieser haftet nach dem Gesetz in erster Linie nur bei Verfall oder Fahrlässigkeit; eine solche würde bestehen, wenn der Postfiskus nicht die genügende Sorgfalt bei der Anlage, Aufsichtigung und Aufrechterhaltung des Betriebes beobachtet hätte. Das Publikum hat jedenfalls das höchste Interesse daran, daß diese Fälle aufgeklärt werden.

